

Von der Farm eine Tagereise entfernt lag das Feld. Alle drei Tage mußte einer den Weg zur Ansiedlung machen. Wasser gab es nur in einem kumpelähnlichen Geriesel. Konserven verdarben in den Büchsen, selbst gekochtes Fleisch stand nach vierundzwanzig Stunden.

Zwei schiefe Wellblechhütten zeigten das einstige Hauptquartier der Diamantenfucher. Einmal passierte es Fritz, daß der Sandspaten gegen etwas Hartes stieß und ein menschlicher Armknochen ins schräge Sieb kullerte.

Sie sprachen nichts. Sie hockten auf dem glühenden Staub, der hier den Boden bildete, und starrten die Sache an. Als sie sich auf dem Boden des Blechhauses zum Schlafen legten, reichte Wilhelm dem Kameraden die Hand: „Gute Nacht, Fritz, wir wollen die Freundschaft nie vergessen.“ — Der andere nickte im Dunkel.

Wochen. — Einmal kam der Farmer mit Fritz zurück. Wilhelm, der sich, statt zu arbeiten, unter das Wellblechdach verkrochen hatte, mußte erst gerufen werden, ehe er die Freunde bemerkte.

Der Farmer setzte sich zu dem Mann und gab ihm eine Pfeife Tabak: „Habt Ihr immer noch Mut?“

Der Diamantenfucher schwieg.

„Seid vernünftig! Ihr könnt hier nicht ein Jahr scharren.“

„Einer hat was gefunden. Der ist sein ganzes Leben glücklich.“

„Glücklich? Ruiniert ist der! Die er herüber holte, denen er Reichtum versprach und Fieber gab, hegen ihn! Als man sich erzählte, die zwanzig weiteren Funde wären Schwindel, durch Vorarbeiter nachts in den Sand geschüttet, da konnte er nicht einmal ein Schiff stellen. Hier starben die Leute im Dunst wie Fliegen, er lebte wie ein Fürst in vornehmen Hotels Europas. Jetzt macht man ihm in fünf Ländern den Prozeß...“

„Er hat gefunden.“ Finde ich, ist auch er wieder ein reicher Mann.“

„Nun, Ihr müßt es ja wissen — Fritz gibt mir recht.“

Fritz hörte draußen die letzten Worte und kam herein: „Solange Du bleibst, bleibe ich. Es ist allerdings vernünftiger...“

„Ich bleibe.“

Der Farmer trieb sein Pferd an, vom Hügel herüber schickte er der Wellblechhütte mit den beiden Menschenhatten einen seltsamen Blick. Dann raste er zurück.

Das Dunkel hockte wie eine böse Katze an den Wänden. Da kam ein leiser Laut von Wilhelms Platz, er horchte.

„Tausend Steine sind im Sieb. Ich kann die Welt laufen — alle Menschen sollen vor mir kriechen. Der Kopf brennt, die Sonne brennt mich aus. Wasser! Wasser!“

In wenigen Sekunden wurde Fritz Korf vollkommen wach, der Lichtkegel seiner Taschenlampe riß das wirre Gesicht des Kameraden aus der Nacht. Schweiß stand jenem auf der Stirn.

„Wilhelm, Du bist krank. Wir haben Dich gebeten, umzuziehen — jetzt ist das Fieber da. Wenn Du es ein paar Tage weiter fressen läßt, kommst Du hier niemals weg.“

Der andere starrte ihn an. Schwer mußte er sich zum Bewußtsein zurück tasten — dann lachte er geborsten:

„Du bist ein Feigling. Sieh Dir das Feld an! Hier liegt Reichtum. — Du kannst zurück gehen, wenn Du nicht einmal ein paar Wochen Geduld hast.“ Sie blieben.

Wilhelm schleppte sich verbissen täglich zum Sieb, das Schritt um Schritt vorrückte.

Deshalb schickte sich das nächste Mal Fritz an, Lebensmittel von der Farm zu holen. Der Holländer sprach lange mit ihm und wollte ihn auf ein Schiff bringen, gab sein Ehrenwort, alle Sorge für den Kameraden zu übernehmen. Umsonst — der Diamantenfucher blieb selbst die Nacht nicht auf der Farm, trabte durch die Nacht zurück. Bis zum Hause schleppte sich das Pferd. Fritz riß die Tür auf: Leere.

Draußen, ganz weit, ein schräger Strich: das Sieb. Wie ein Rasender stolperte er vorwärts — er rief, er schrie. Nichts. Und jetzt konnte er erkennen. Der Freund kniete vor dem Sieb, wühlte mit den Händen im Staub, zwei, drei blühende Steine in der hohlen Hand: „Da — liegt es! Das Sieb glitzert. Ich habe sie gefunden, ich kann die Welt kaufen. Ich habe eine Wüste voll Diamanten!“

Sein Kopf fiel schwer gegen das Holz, die Fäuste schlugen hinein in das Netz, und die Sonne spielte mit dem Glitzern und Gleiten der empor stiehbenden Diamanten. Noch einmal rief Fritz Korf ihn an — der Fiebernde fiel ihn an, erkannte ihn offenbar nicht und schlug hemmungslos um sich:

„Mörder, Betrüger — das ist mein, alles mein! Willst Du auch noch mich bestehlen?“

Ueber das Sieb hinweg fielen beide in das trockene Flußbett.

Fritz Korf handelte schnell. Er schleppte endlich den Kranken durch Sonne und Staub in die Hütte. Drei Stunden dauerte der Weg — dort erwartete er regungslos die Nacht. Als der erste Stern kam, baute er den Kameraden mit Zeltbahnen auf das erstichte Pferd.

Auf der Farm des Holländers riß ihn selbst die Krankheit um. Wochen vergingen. Endlich fuhr man ihn in die Stadt. Er war zu schwach, um sich der Geschehnisse klar zu erinnern, die seiner Krankheit vorangegangen waren, die, ohne sein Wissen, den Farmer noch als Phantasien eines Fiebernden veranlaßt hatten, viele Siebe am Flußbett aufzustellen. Wenige Tage später lag er gut untergebracht im Spital des großen Europa-Dampfers, erst auf der Fahrt erfuhr er Näheres. Das Grab Wilhelm Brögs, der Entdecker des zweiten und eigentlichen, vom Holländer ausgebeuteten Diamantenfeldes geworden war, hat er nie gesehen. Er wußte nichts Rechtes über seinen Anteil — und wenn er es gewußt hätte: In die Hölle geht man als lebender Mensch nur einmal.

Wieder hegte das Diamantenfieber rund um die Welt. Tausende verfielen ihm, und selbst die gut bezahlten Dockarbeiter Londons, unter denen um jene Zeit Fritz Korf zu finden war, fuhren in überbesetzten Schiffen der märchenhaften Glücksfülle glitzernder Siebe am Tafelberg entgegen.

Fritz Korf blieb auf den Docks und wurde noch schweig-samer.

Die Ursache der Kälterückfälle im Mai.

Recht unangenehm empfinden wir die Kälterückfälle im Frühjahr und Frühsommer. Namentlich im Mai machen sie sich hin und wieder bemerkbar, und zwar in der Zeit vom 11. bis 14., an den Tagen der Heiligen Mamertus, Pancratius, Servatius und Bonifatius; man nennt die Männer auch die „Eisheiligen“. Wie entstehen diese Kälterückfälle? Das Festland erbt sich, sobald die Tage wärmer werden, schneller als das Meer, und in Süddeutschland sowie in Ungarn können im Mai schon heiße Tage auftreten. Dieser Wärmeverteilung entsprechend, lagert über Osteuropa niedriger Luftdruck, während wir an der Westküste Europas, hauptsächlich über dem Atlantischen Ozean, ein Hochdruckgebiet finden. Um das Gleichgewicht in der Luft wiederherzustellen, strömen von hier kalte nordwestliche Winde in das im Osten liegende Luftdruckminimum. Die Winde wirken stark abkühlend und haben oft böenartigen Charakter; Regen-, Schnee- und Graupelfälle sind ihre Begleiter. Auch Gewitter können entstehen, da die kalte, polare Luft sich unter die warme kontinentale schiebt und sie gewaltig empor hebt. Derartige Wetterereignisse bringen der Landwirtschaft durch Eintreten von Frost vielfach Schaden. Im Juni hinterlassen solche Kälteeinbrüche nicht den gleichen Eindruck wie im Mai. Die Kälterückfälle im Sommer treten nicht periodisch auf; es gibt aber Perioden von Jahren, in denen sie sich häufiger finden. Die Wahrscheinlichkeit von Nachtfrösten ist für alle Tage des Mai gleich groß, sie besteht also nicht allein für die Zeit der Eisheiligen. Warum gerade im Mai zuweilen die beschriebene Wetterlage eintritt, darüber weiß man heute noch nichts Bestimmtes.

Auflösung der Pfingst-Rätsel:

Frühjahrs-Problem: Man liest die Buchstaben von links nach rechts herum, und zwar zuerst die Buchstaben, auf die die Sonnenstrahlen hinweisen, alsdann die anderen. Man erhält dann: „Alles neu macht der Mai“.

Doppel-Sinn-Rätsel: 1. Fuß. 2. Reis. 3. Ohm. 4. Nebel. 5. Elie. 6. Sattel. 7. Flegel. 8. Elster. 9. Spitz. 10. Ton. — Frohes Fest.

Versteht-Rätsel: 1. Traum ritt er. 2. Gobi erlebte. 3. Koch feine. 4. Ebro Segelfahrten. — (Pfingst-)Umwitte, Vier, Dohle, Moje.

Verwandlungs-Rätsel: Ballet Film Jota Nervi Gose Sinn. — Pfingstmalen.

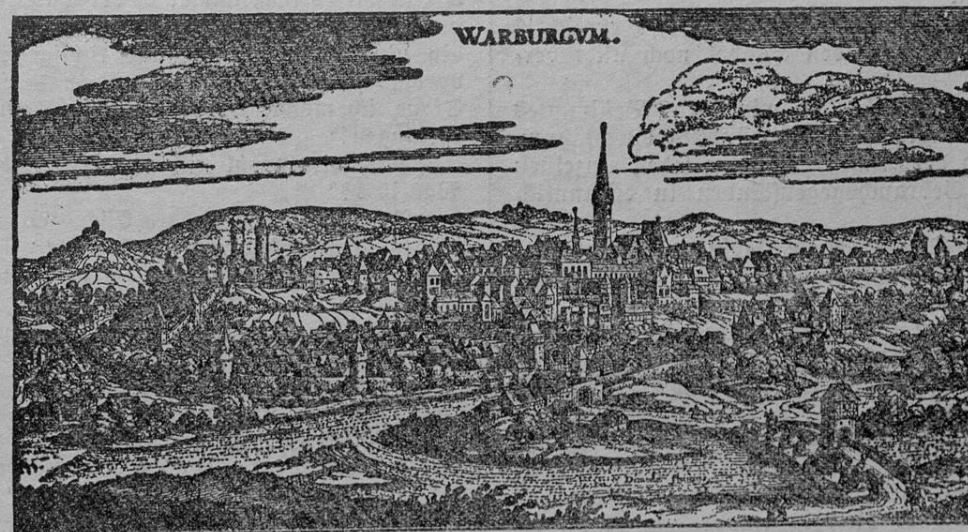
Gegenfäße: 1. prächtig, 2. feucht, 3. interessant, 4. rakt, 5. gewiegt, 6. schofel, 7. tätig, 8. erfahren, 9. nachsiebig. — Pfingsten.

Einsel-Rätsel: Rudi Feier Siegel Beule Patient Gras Avon Wiene. — Die Birke.

Synonym: 1. plätten, 2. folgen, 3. innehalten, 4. vörgeln, 5. gaukeln, 6. sprechen, 7. teilen, 8. umzingeln, 9. martern, 10. rasen, 11. insbieren, 12. treffen, 13. wagen, 14. ermuntern. — Pfingstumritte.

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
Erscheinung
zweimal
wöchentlich
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Geeignete
Beiträge
willkommen.
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
Schriftleiter:
Paul Duid,
Warburg.

Nr. 41

22. Mai 1929

4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von
E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brüggmann, München.

18. Fortsetzung

„Es war schlau“, gab Stone zu. „Ich bin fest davon überzeugt, daß das Fehlen des Messers seine Bedeutung hat; aber ich kann noch nicht darüber ins Klare kommen.“

Wir gingen ins Speisezimmer hinauf, um nochmals die Gabel anzusehen, die auf der Kredenz lag. Ich war immer beim Betreten dieses Raumes erschüttert, in der Erinnerung an den furchtbaren Anblick, der sich mir damals dort geboten hatte.

Die lange, schmale Gabel lag auf ihrem Platz. Obgleich sie wiederholt geprüft worden war, hatte man sie wieder sorgfältig zurückgelegt.

„Aber ich sehe nicht ein“, begann ich, „warum ein Vorlegemesser in der Sache überhaupt eine Rolle spielen soll, wo doch das Verbrechen mit dem kleinen Weinmesser begangen wurde!“

„Da ist's, worüber das fehlende Messer Aufschluß geben sollte“, sagte Stone, „weil sein Zusammenhang mit dem Falle unerklärlich ist. Nun, wo ist das Messer, Fitch, wo ist es?“

Fleming Stone befragte häufig den Knaben, oft in halb scherzendem Ton, und doch äußerte Terrence ziemlich oft darauf eine Meinung oder eine Vermutung, die Stones Gedanken eine neue Richtung gaben.

„Sehen Sie, Herr“, sagte er diesmal, „dieses Messer ist im Hause. Es muß da sein! Die Dame verließ das Haus in großer Hast; aber trotzdem wird sie doch nicht mit dem Vorlegemesser in der Hand geflohen sein! Sie hat es auch nicht mitgenommen oder in einen Aschen-eimer fallen lassen; denn dann hätte man es ja gefunden! Sie hat es irgendwo versteckt, und es ist noch im Hause — wenn —, wenn sie es nicht seither geholt hat. Wissen Sie, Mister Stone, die van Allen ist öfter in diesem Hause gewesen, als Sie denken! Ja, Herr, das ist wahr!“

„Woher weißt du das?“

„Durch eine Menge Anzeichen. Erst am Sonntag bemerkte ich eine reine, viereckige Stelle im Staub auf dem Tisch des Schlafzimmers der Dame; dort lag gewiß früher ein Buch. Das Buch ist seit Freitag nacht verschwunden. Ich erinnere mich nicht, daß ich das Buch gesehen hab’.

Ich hab’ auch nicht bemerkt, was für ein Buch es war; aber die staubfreie Stelle auf dem Tische kann nicht anders entstanden sein. Na, klar ist, Miß Vicky kommt und geht hübsch oft, wenn es ihr paßt — oder hat’s getan, bis wir unser Lager hier aufgeschlagen haben.“

„Dann glaubst du also, sie habe das Messer in jener Nacht hiergelassen und sei seither zurückgekommen, es zu holen?“

„Weiß nicht“, murmelte Fitch in seinem Bemühen, die Wahrheit herauszufinden. „Schauen wir nach!“

Er eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinauf, und Stone erhob sich, um zu folgen.

„Der Junge ist manchmal unheimlich“, sagte er ernst. „Nicht selten folge ich dann seinen Eingebungen; er ist ganz tüchtig.“

Wir gingen hinauf, dann weiter in das nächste Stockwerk. Fitch war in Vicky Vans Ankleidezimmer, und blickte um sich. Er stand in der Mitte, die Hände in den Taschen, und drehte sich auf einem Absatz im Kreise herum.

„Man sagt, sie ist hinaufgelaufen, bevor sie ganz davon ist“, murmelte er, ohne uns anzublicken. „Diese Miß Weldon sagte es. Natürlich, wenn das wahr ist, hat sie sich von hier einen Mantel und einen Hut geholt. Ich kann nicht glauben, daß die junge Person in die kalte Nacht hinausgerannt ist in ihrem lustigen Fähdchen und ohne Kopfbedeckung! Na, sagen wir also, sie hält’ das Messer hiergelassen und ganz gründlich eingesperrt. Wo — wo, frag’ ich, könnt’ sie es versteckt haben?“

Er blickte sich wild im Zimmer um, als ob er den leblosen Gegenständen darin das Geheimnis entreißen wollte.

„Mister Stone sagt, die Wände haben Zungen! Ich glaub’s, und ich weiß, daß diese Wände mir geradezu entgegenstehen; aber ich bin so stocktaub und kann ihre Neben nicht begreifen! Also, machen wir einen Versuch. Mister Stone, ich möchte wetten, das Messer ist in einer Lade oder sonst irgendwo in dem Zimmer da.“

„Kann sein, Fitch!“ sagte Stone. „Wo werden wir zuerst suchen?“

„Ueberall!“ Und Fibsy stürzte auf einen Kleiderschrank zu, und begann, zwischen den Kleidern und Mänteln, die darin hingen, herumzufühlen. Mit leichtem Griff, wie ein Taschendieb, ließ er seine Spinnenfinger durch die Falten von Seide und Lüll gleiten, und wendete sich mit enttäuschter Miene um.

„Das ganze Gelump' durchsucht — nichts erreicht!“ murrte er. „Aber, ich geb' den Handel noch nicht verloren.“

Das taten wir auch nicht. Da wir etwas Bestimmtes vor hatten, wollten wir es auch gründlich durchführen, und wir beide und der Knabe belasteten jeden einzelnen von Vichy Vans Gebrauchsgegenständen in erstaunlich kurzer Zeit.

„Jetzt zu dieser Truhe“, sagte Fibsy, und zeigte auf eine niedrige Holztruhe auf Rollen, die er unter einem Ruhebett hervorzog.

Sie war geschlossen; aber Stone erbrach sie, und schlug den Deckel zurück. Am Boden, unter verschiedenen anderen Kleidern, fanden wir die Toilette, die Vichy in der Nacht des Mordes getragen hatte.

„Um Gottes willen!“ rief Fibsy aus, „das goldfransige Häubchen! Ist das nicht klassisch?“

Stone nahm das Kleid heraus. Es war schwer von den Goldperlen, und er hielt es empor, um es zu besichtigen. Auf dem Vorderteil waren Blutflecken! Und aus den gezogenen Falten fiel klirrend das vermisste Vorlegemesser zu Boden.

Ich blühte mich, um es aufzuheben. „Entschuldigen Sie, Mister Calhoun“, rief Fibsy, indem er meine Hand umflammerte, „nicht anrühren! Fingerpuren, wissen Sie!“

„Recht, Junge!“ sagte Stone, und nickte ihm zustimmend zu. „Hebe es auf, Fibsy!“

„Ja, Herr.“ Und Terrence nahm aus seiner Tasche eine eigentümlich geformte Zange, hob damit das Messer sorgfältig auf, und legte es auf die Glasplatte des Toiletentisches.

„Wahrscheinlich alles schon weggewischt“, murmelte er, während er auf das Messer schielte. „Aber da sind noch Spuren darauf! Sa, Mister Stone, da ist etwas zu machen!“ Seine Augen funkelten und seine mageren Hände zitterten vor Erregung über die Beute.

Stone studierte das Goldfranskleid. Die Blutflecken auf den Volants waren vertrocknet und braun, aber untrüglich.

„Eine wunderbare Frau!“ rief er aus. „Jetzt haben wir das Kleid; doch, was soll's damit? Sie ließ es hier, und kümmert sich nicht darum, ob wir es finden oder nicht. Die ist für immer fort! Sie wird nie erwischt werden! Das ist mir ein Beweis dafür!“

„Und das Messer?“ fragte ich, zitternd vor Interesse.

„Das ist's ja! Wenn Miß van Allen es hierher gelegt hat, damit wir es entdecken sollen, sind die Spuren daran für uns wertlos. Vielleicht sind sie sogar absichtlich gemacht worden; denn nach ihren bisher bewiesenen Fähigkeiten bin ich geneigt, ihr jeden Grad von Schlaueit zuzumuten. Sie ist eine Hexe; die kann jeden täuschen!“

„Ausgenommen den wohlgeborenen Mister Stone“, verbesserte Fibsy. „Sie werden bemerken, Mister Calhoun, der weltberühmte Detektiv ist ihr schon auf den Fersen!“

Stone schaute lächelnd auf bei den Worten des Knaben, wendete aber seinen Blick sofort wieder auf das goldgeputzte Kleid.

„Natürlich“, sagte er, „ist es unwahrscheinlich, daß sie in jener Nacht das Kleid ausgezogen hat, ehe sie das Haus verließ. Sie wird sich in einen großen Mantel gehüllt haben, und fort aus dem Hause zu irgendeinem Freunde geeilt sein. Vielleicht fand sie ein Taxi, oder hat sich sogar ein Privatauto zu ihrer Flucht bestellt. Sie wissen, daß wir es mit keiner gewöhnlichen Verbrecherin zu tun haben. Und wenn ich recht vermute, hat sie das Kleid bei einem ihrer verschiedenen Ausflüge hierher zurückgebracht. Betreffs des Messers weiß ich freilich bis jetzt keine Erklärung. Da sie ihr Opfer mit einem anderen

Messer erstochen hat, warum, zum Teufel, hat sie dieses bei sich versteckt? Was sagst du, Fibsy?“

„Mir zu hoch! Doch es kann sein, daß sie beide Messer benützt hat; mit dem anderen hat sie den Stoß versetzt, und erst, nachdem sie heraufgekommen war, hatte sie bemerkt, daß sie dieses noch immer in der Hand hielt, und wird es in die Truhe geschleudert haben, um es zu verstecken. Ich bin nicht sicher, ob das die richtige Antwort ist; aber vorderhand wird's schon genügen. — Hören Sie, Mister Stone, ich möchte etwas furchtbar Komisches von Ihnen verlangen!“

„Das wird wohl nicht das erste Mal sein, Terrence, was ist's?“

„Na, es ist ziemlich bald Essenszeit, und — hm, tja — ich traue's mich fast nicht zu sagen!“

„Geh' weiter, alter Junge, ich kann doch nicht mehr tun, als es dir abschlagen!“

„Na, also, ich möchte zu den Schuylers zum Speisengehn.“

„Zum Speiseng?“

„Ja, Herr! Und nicht in der Küche essen! Ich möchte an ihrem großen Tische sitzen, wo die Diener auftragen, und wie ein vornehmer Gast behandelt werden. Kann ich, Mister Stone? Sagen Sie, geht das?“

Fleming Stone blickte in sein erregtes, verlegenes Gesicht. Er wußte so gut wie ich, daß irgend etwas hinter dem Verlangen steckte. Aber es konnte nicht von wesentlicher Wichtigkeit für unser Geheimnis sein.

„Ah, jetzt versteh' ich“, sagte Stone plötzlich. „Du hast eine tolle Leidenschaft für Mister Schuyler, und möchtest ihre nähere Bekanntschaft machen. Aber auf diese Art geht das nicht immer, mein Junge.“

„Na, verspotten Sie mich nicht, Mister Stone. Entweder lassen Sie mich hingehen, oder schweigen Sie darüber — eins von beiden! Aber es wäre sehr notwendig, das sag' ich Ihnen!“

„Vielleicht mag sie dich nicht dort haben. Warum sollte diese vornehme Dame erlauben, daß ein Knabe deines Alters an ihrem Tische speist?“

„Weil Sie darum bitten, Herr!“ Fibsys Stimme verriet eine ruhige Würde.

„Nun gut, ich werde anfragen“, erwiderte Stone, und ging zum Telephon.

Fibsy schaute wie verzückt auf das goldschimmernde Kleid und ab und zu ging sein Blick auf das Messer auf dem Toiletentisch. Dieser Tisch war mit silbernen Toiletengeräten besetzt, und das Messer wäre kaum darunter aufgefallen, wenn es nicht unliebsame Vorfälle geweckt hätte.

„Alles in Ordnung“, sagte Stone, zurückkehrend.

„Mister Schuyler ladet uns alle drei herzlichst ein, mit ihr zu speisen.“

„Sehr angenehm, ich werde kommen“, sagte Fibsy ernst.

Fibsy speist im Hause Schuyler.

Diese Mahlzeit bei Ruth Schuyler war denkwürdig und doch in keiner Weise ungewöhnlich. Die Bedienung war vortrefflich, wie man es in einem so geordneten Haushalt nur erwarten kann, und die Gäste betrugen sich gut. Fibsy trug, dank der fürsorglichen Güte Fleming Stones, einen der feierlichen Gelegenheiten angepaßten Anzug, und seine tadellos weiße Wäsche und sein gutstehendes Jackett schienen ihn gleichsam in einen Mantel der Höflichkeit zu hüllen, die gut zu seiner jugendlichen Heiterkeit und Weisheit paßte.

Ich blickte rings um den Tisch. Eine sonderbare Zusammenstellung von Menschen: Fleming Stone, der sich überall wohlfühlte, und ich, auch von Natur anpassungsfähig. Aber die Schwestern Schuyler ärgerten sich offensichtlich über die Idee, jenen Knaben als einen Gleichgestellten empfangen zu müssen, den sie doch nur für einen Bastenjungen hielten.

(Fortsetzung folgt)

Ausflug nach Werder.

Humoreste von Rudolf Brescher.

Paul (am Telefon Amt Gansa): „Hallo, ist dort Paschke?“

Hugo (am Telefon Amt Oliva): „Ja. Persönlich. Wenn Sie mir wieder mit ollen Persebrüden kommen, schide ich Ihnen das Ueberfallkommando auf den Hals!“

Paul: „Sehr gut — nee, nee, hier sind keine Perse. Auch nicht Aman Ullah. Paul ist hier. Morgen, Hugo!“

Hugo: „Ach Du? Morgen! Schon so früh?“

Paul: „Ja, ja. Aber ich verstehe dich so schlecht. Du hörst dich so entfernt an.“

Hugo: „Kommt vielleicht daher, daß wir gerade am Radio ein bißchen London gehört haben.“

Paul: „Mag sein. Also hör' mal, ich hab' einen Vorschlag. Es ist doch so schönes Wetter heute, nicht wahr?“

Hugo: „So? Wir haben noch nicht hinaus geguckt. Wir haben bloß Radio gehört. London! Aber erstens war's schlecht zu verstehen. Und zweitens können wir alle kein Englisch.“

Paul: „Na, da verliert Ihr ja nichts, wenn Ihr nachher mit in die Baumbliete fahrt.“

Hugo: „Warum nach Braunschweig?“

Paul: „Anstalt! In die Baumbliete!“

Hugo: „In die Baumbliete? Wo blüht's denn?“

Paul: „Na, wo blüht's denn, wenn man in Berlin sitzt! In Werder. Es gehen da Sonderzüge.“

Hugo: „Mit dem Sonderzug nach Werder? — Einen Romang — Wie? ... meine Frau sagt eben, da blüht's ja noch gar nicht.“

Paul: „Aber natürlich. Seit fünf Tagen schon.“

Hugo: „So, schon seit fünf Tagen? Einen Romang — Wie? ... meine Schwiegermutter sagt eben, sie hat gelesen, es ist schon alles abgeblüht.“

Paul: „Aber wie? Wir haben doch Verwandte in Werder, die vorgestern geschrieben haben: seit fünf Tagen.“

Hugo: „Vorgestern haben sie geschrieben? Dann sind's ja schon sieben Tage! Einen Romang — Wie? ... Meine Frau sagt, die Züge sind immer so voll!“

Paul: „Schön. Spendieren wir uns ein Auto. Es ist doch nur einmal Frühling.“

Hugo: „Recht haste. Spendieren wir uns ein Auto. Einen Romang — Wie? ... Meine Schwägerin sagt, auf der Bahn sind so schrecklich viele Leute betrunken vom Obstwein.“

Paul: „Was geht uns das an, wenn wir Auto fahren und die mit der Bahn?“

Hugo: „Richtig. Wir haben ja unser Auto. Einen Romang — Wie? ... Meine Schwiegermutter sagt, unser Chauffeur ist dann aber auch bestimmt betrunken!“

Paul: „Da muß man eben abgeben. Schlimmstenfalls chauffiere ich zurück.“

Hugo: „Du chauffierst? Na, so schlimm brauch't's ja nicht gleich zu werden. Schließlich ist es ja auch nicht unbedingt nötig, Obstwein zu trinken, wenn man in die Baumbliete —“

Paul: „Nee, nee, alles was recht ist, Obstwein gehört zur Baumbliete.“

Hugo: „Obstwein gehört? — Einen Romang — Wie? Meine Frau sagt, unser Frischchen braucht Obstwein bloß zu sehen, dann hat er schon die Hosen voll!“

Paul: „Ach. Ihr wollt das Frischchen mitnehmen? —“

Diamantenfieber.

Styge von Walter Anatole Persch.

Man mußte Wochen fahren, bis Kapstadt. Und in diesen Wochen, als Fritz Korf und Wilhelm Brög wie Vieh in ein Frachtschiff gepfercht um Kap Horn herum schwammen, kam der furchtbare Umschwung. Fieber und Gewalttat waren ausgebrochen, die Masse drängte sich in die Schiffe und erzwang sich die Ueberfahrt in den weißen Kontinent — bis Telegramme einiger Regierungen die Schiffsgesellschaften sicher stellten. Trotzdem — es kamen nicht mehr genug Schiffe, um alle zu bergen, und die Passagiere einlaufender Dampfer oder Segler wollten gütwillig nicht mehr das furchtbare Land betreten. Ein Bett für eine Nacht wurde mit einem Diamanten bezahlt, Lebensmittel ließen sich nur mit Gold aufwiegen und waren dennoch nicht aufzutreiben.

Hugo: „Na, das ist doch klar. Wir wissen doch schließlich, wie ein blühender Baum aussieht. Aber die Kinder, die sollen sich's mal betrachten. Einen Romang — Wie? ... Ja, meine Schwiegermutter sagt, unser Lieschen kann so schöne Frühlingsgedichte von der Schule. Die sagt sie uns dann unterwegs auf. Wenn wir dann eine Paimne haben und so im Graben sitzen, bis Du alles —“

Paul: „Wie? Ich?“

Hugo: „Na, ich denke doch, Du chauffierst! Die Hilfe vom Chauffeur ist doch — einen Romang — Wie? ... Meine Schwiegermutter sagt, sie setzt sich nicht in ein Auto, wenn Du chauffierst!“

Paul: „Also — wenn mir's auch das Herz bricht — dann fahren wir ohne Deine Schwiegermutter. Ich hole Euch um zwei Uhr ab.“

Hugo: „Schön. Du holst uns um zwei Uhr — einen Romang — Wie? ... Meine Schwägerin sagt, das geht nicht. Da sind wir noch nicht fertig mit dem Essen.“

Paul: „Also dann um drei Uhr.“

Hugo: „Gemacht. Um drei Uhr — einen Romang — Wie? ... Meine Schwiegermutter sagt, da schläft das Frischchen noch. Der Junge ist bleichsüchtig und —“

Paul: „Der mit dem Leibweh? Na, schön, dann um vier Uhr.“

Hugo: „Ausgezeichnet! Du kommst um vier Uhr — einen Romang — Wie? ... Meine Frau sagt, da hat sie das Lieschen noch nicht angezogen.“

Paul: „Die mit den Frühlingsgedichten? Surrjeh, also um fünf Uhr.“

Hugo: „Großartig! Also um fünf Uhr stehen wir fertig und — einen Romang — Wie? ... Die Tante Ida fragt, wo wir denn Kaffee trinken. Nach Werder fahren wir doch mindestens zwei Stunden.“

Paul: „Nicht die Hälfte! In einer Stunde schaff' ich's.“

Hugo: „Bogdausend! In einer Stunde bis Werder? Einen Romang — Wie? ... Meine Schwiegermutter sagt, das Tempo verbittet sie sich. Wie? Ja, und meine Frau sagt, die Kinder müssen erst Kaffee trinken — wart' mal, und meine Schwägerin sagt, wir müssen um halb sieben Uhr zurück sein, sie hat zwei Karten für die Meisterfinger.“

Paul: „Was denn, auch noch Kaffee und Meisterfinger! Wie soll ich denn das schaffen? Nach fünf Uhr abfahren, in Werder Kaffee trinken und um halb sieben zurück sein — da bleiben wir doch lieber zu Hause!“

Hugo: „Eben sagt meine Frau dasselbe! Und wir trinken hier unsern Obstwein.“

Paul: „Das ist vielleicht wirklich gescheiter. Bei dem Gedränge ist doch in Werder alles besetzt, wenn man Obstwein trinken will. Und nachher, wenn man Obstwein getrunken hat, —“

Hugo: „— ist auch alles besetzt. Ich weiß schon.“

Paul: „Und, lieber Hugo, wie ein blühender Baum aussieht —“

Hugo: „Na, was hab' ich vorhin gesagt? Wie ein blühender Baum aussieht, das wissen wir doch wirklich in Berlin von allein.“

Paul: „Recht haste! Und wie einer aussieht, so sehen doch schließlich alle aus! So viel Phantasie muß der Mensch haben!“